

Nr. 121. Bromberg, den 21. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

21. Kapitel.

In den Straßen von Winnipeg, der Hauptstadt der kanadischen Provinz Manitoba, herrschte trotz der grimmigen Kälte, die um diese Jahreszeit über dem ganzen Lande liegt, das regste Leben. In den großen Schaufenstern der zahlreichen Läden konnte man zwar nichts von den dahinter liegenden riesigen Warenvorräten erblicken, denn das Glas war von oben bis unten mit einer dicken Eiskruste bedeckt, die auch den strahlendsten Gasflammen nicht wich. Doch keineswegs wurde dadurch die Kauflust des Publikums behindert. In ihren dicken, pelzgefütterten Kleidern und den weichen indianischen Mokassins an den Füßen wateten die Menschen durch den Schnee, der lose und hart wie tiefer Sand die Füße vor Nässe schützte; oder sie fuhren in ihrem mit Ochsen und Pferden bespannten, stets offenen Schlitten eiligst ihrem Ziele zu.

Vor einem der großen, neuen Geschäftshäuser in der Mainstreet, der Hauptstraße Winnipegs, die in ihrer Großartigkeit an den Brodway Neuyorks erinnert, hielt jetzt ein Schlitten. Eine unkenntliche Masse, die man ebensogut für einen Warenballen wie für einen Menschen halten konnte, bewegte sich jetzt in dem Schlitten, wackelte, prustete und schimpfte mit dem in dicke Pelze gehüllten Kutscher, einem Vollblutindianer, in seiner Muttersprache, weil er sie nicht schnell genug von den verschiedenen Pelzdecken und wärmenden Umhüllungen befreite. Von dem Gesicht des zappelnden, scheltenden Bündels waren zunächst nur ein Paar scharfer, grauer Augen zu sehen, alles andere steckte noch in dem hochgeschlagenen Pelzkragen und der dicken, weit über die Ohren herabfallenden Pelzmütze.

Es war für den Kutscher kein leichtes Stück Arbeit, mit seinen großen Händen, welche durch die pelzgefütterten Handschuhe wahren Elefantenfüßen glichen, die Dame so rasch herauszuschälen, wie sie es wünschte.

„Timm, du bist und bleibst ein Bighorn und wirst nie ein fixer Bursche werden,“ schalt sie noch, den Schlitten verlassend.

Das machte aber auf den bartlosen, lederfarbigen Timm nicht den geringsten Eindruck. Er griff an seine Mütze: „Good morning, Miß Dobbs“, schwang sich auf seinen Sitz und sauste davon.

Die Dame war auch im selben Augenblick hinter dem Portal des großen Hauses verschwunden. Im Innern nahm ihr sofort ein Diener den schweren Pelz ab, und mit raschen Schritten betrat Miß Dobbs, die alleinige Inhaberin der Riesenfirma für Holz- und Getreideexport, zunächst die vorderen Geschäftsräume, grüßte kurz, musterte alle Anwesenden und wußte auf den ersten Blick, ob von den etwa vierzig Leuten einer fehlte oder nicht. Sie wußte überhaupt in dem Geschäft mit allen Einzelheiten bis ins kleinste Bescheid, kannte ganz genau die Fähigkeiten ihrer sämtlichen Angestellten und regelte demgemäß persönlich ihre Lohnverhältnisse. Darauf durchschritt sie die Holzabteilung, warf einen prüfenden Blick nach einem daneben liegenden kleineren Raume, worin fein sortiert in hohen Regalen alle möglichen Hölzer roh und poliert aufgestapelt lagen, und betrat hierauf den eigenen Arbeitsraum. Bei ihrem Eintritt erhob sich am Fenster ein junges Mädchen:

„Guten Morgen, Miß Dobbs.“

„Guten Morgen, Miß Berthold. Nun, was gibts Neues?“

„Gasch und Dumble reklamieren tausend Sack Scottish Feie, Webster sendet nach den Proben Bestellung, Givens beanstandet die letzte Weizensendung, die nach dem Ausmahlen nicht zu seiner Zufriedenheit sei, und schickt Mehlprobe mit.“

„Soll er doch seiner Mühle zusenden; schreiben Sie, wir seien keine Müller.“

„Ja, leider nicht, Miß Dobbs.“

„Warum bedauern Sie das?“

„Weil es uns doch zweifellos großen Vorteil brächte, wenn wir auch zugleich Müller wären und unsre Ware selbst ausmahlen könnten.“

Verblüfft schaute die alte Dame auf. Erriet denn dieses junge Geschöpf selbst ihre geheimsten Pläne und Absichten? Sie selbst hatte doch noch mit keiner Menschenseele darüber gesprochen, was sie seit langem schon erwogen hatte.

„Sieh einer diese deutsche Phantastin an!“ Sie lachte dabei, daß ihr breiter Mund sich fast von einem Ohre zum andern zog. Ihr großes Gebiß, das einem vom Sturm zerbrochenen Gartenzaun glich, fletschte dabei wie beutegierig Christine an, die aber unbeirrt dem forschenden Blick standhielt.

„Ist natürlich nonsense, denn mit der Kaffeemühle können wir unsern Weizen nicht mahlen, und eine richtige Mühle . . .“

„Könnten wir bauen“, unterbrach Christine ruhig.

„Wir? — Wer wir? Sie oder ich?“

Der Schatten eines Lächelns huschte über Christinens ernste Züge. „Wenn Sie mit einem kleinen Einlagekapital von achttausend Mark einverstanden sind, will ich mich gerne mitbeteiligen“, entgegnete sie schlagfertig.

„Ist das Ihr ganzes Vermögen?“

„So ziemlich, Miß Dobbs.“

„Schlechter Geschäftsmann, der alles auf eine Karte setzt. Und wenn's nun schief geht?“

„Wenn Miß Dobbs den Löwenanteil zu tragen wagt, wüßte ich mein kleines Kapital nirgends sicherer angelegt als in diesem Unternehmen. Ist es doch ein direktes Bedürfnis, daß am Red River eine Mühle großen Stils ersteht.“

„Also sogar den Platz haben Sie schon dafür ausgewählt? Und wo, wenn ich fragen darf?“

Die Frage hatte spöttisch klingen sollen, doch merkte Christine mit feiner Witterung das dahinterstehende erwachte Interesse.

„Man brauchte ja nur eines Ihrer Gelände am Unterlauf des Flusses daraufhin zu prüfen, ob die Wasserkraft stark genug für den Betrieb einer Mühle mit daranschließendem Sägewerk ist.“

„Sägewerk — wie — was? Und was weiter noch? Vielleicht auch noch die Bäckereien zum Mehl und die Zurichtung fertiger Blockhäuser? Hä?!“ Miß Dobbs fuhr sich jetzt etwas erregt durch das kurzgeschnittene graue Haar. Auf das Sägewerk war sie ja selbst noch nicht gekommen, obgleich der Gedanke doch so nahe lag. Das Mädel hatte ja, weiß Gott, noch mehr Unternehmungslust als sie selbst. Und das wollte viel sagen, nach dem, was sie in all den Jahren erreicht hatte, seit sie nach dem Verschwinden ihres liederlichen Gatten das väterliche Geschäft selbst in die Hände genommen und es vor dem Ruin gerettet hatte. Nach Jahren mühevollster Arbeit und völliger Hingabe an das Geschäft hatte sie es dahin gebracht, daß die Firma heute einen Weltruf genoß und ihr Vermögen nach Millionen zählte.

Weit über Winnipeg hinaus war Miß Dobbs persönlich überall durch ihren krankhaften Geiz bekannt, ihrer stets treffenden Grobheiten wegen gefürchtet und ob ihres allerdings wunderlichen Äußeren viel verlacht. Das alles kümmerte sie nicht. Sie geizte deshalb nur noch mehr, warf den Menschen bei passenden Gelegenheiten die passenden Grobheiten an den Kopf und blieb im übrigen für die Begriffe der eleganten Kanadierinnen nach wie vor Miß Guy, die Vogelscheuche, unter welchem Namen sie jedermann kannte. Sie selbst wußte das auch sehr genau, lachte darüber und tyrannisierte dabei die ganze Winnipeger Gesellschaft, wann es ihr gerade in den Kram paßte. Sie war zweifellos die reichste Frau der Stadt, vollkommen frei und unabhängig, dabei geschäftig so tüchtig, daß sie den geriebensten Geschäftsmann in die Tasche steckte, wenn es darauf ankam. Und nun stand da diese junge Deutsche vor ihr, von der sie bis vor einem halben Jahre noch nichts gewußt hatte, und entwarf so ruhig und selbstverständlich den kühnen Plan zum Bau der beiden Unternehmungen, als kenne sie seit langem die geheimsten Gedanken ihrer Herrin und spreche sie jetzt nur zufällig bei dieser Gelegenheit aus. Denn lange schon trug sich Miß Dobbs mit der Idee, eines jener Riesenwerke erstehen zu lassen, das selbst den größten Anforderungen genügen könnte. Und welcher Platz war dazu wohl geeigneter als Winnipeg, der Schlüssel des kanadischen Nordwestens mit seinen unermeßlich großen und fruchtbaren Getreidefeldern. Aber sie fühlte sich doch schon zu alt, um sich noch solch neue Arbeitslast aufzubürden. Und um es jemand anderem zu übertragen, so daß sie nur die Geldgeberin gewesen wäre, fehlte ihr die geeignete Persönlichkeit, der sie alles hätte anvertrauen mögen.

Miß Dobbs griff jetzt nach ihrer Handtasche, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer alten, ausrangierten Markttasche hatte, und suchte unter allen möglichen Schlüsseln, Taschentuch, Zigarrenetui, Frühstücksbrot und Zahnstocher nach ihrer Brille. Von dem Futteral, worin diese Brille steckte, fehlte der Deckel, und was sonst noch daran vorhanden war, waren ausgefranste Stücke Pappe, zum Teil noch mit Stoff bezogen, zwischen denen die Brille steckte. Diese selbst war an der einen Seite mit einem grauen Wollfaden zusammengebunden und das eine Glas zersprungen. Sie stammte noch aus den ersten Anfängen ihrer selbständigen Geschäftstätigkeit, und böse Zungen behaupteten, es sei ein Erbstück ihres Großvaters, das dieser aus seiner irischen Heimat mit herübergebracht hatte. — Doch, wie dem auch sei, — Miß Dobbs, die damals nach dem Verschwinden des Gatten wieder ihren Mädchennamen angenommen, um jede Erinnerung an den rake, den Liederjahn, auszutilgen, hatte es nur durch die alleräußerste Sparsamkeit ermöglicht, die hinterlassenen Schulden des Verschwundenen zu bezahlen und das Geschäft in den engsten Grenzen weiterzuführen. Und der wachsende Wohlstand änderte nichts mehr an ihren einmal angenommenen Gewohnheiten.

Eine Flut von Gedanken und Erwägungen schossen der alten Dame durch den Kopf, als sie nun langsam ihre Brille aufsetzte und sagte:

„Also mit Kleinigkeiten gibt man sich nicht gerne ab, wie ich merke."

Christine wurde rot. Sie wußte nicht, sollte diese Bemerkung ein Tadel oder nur gutmütiger Spott sein.

Doch da fuhr Miß Dobbs in ihrem Selbstgespräch fort: „Aber so machens alle Deutschen, die nach Kanada kommen. Nach kurzer Zeit schon reiten sie statt des Esels ein Pferd, haben die fleißigsten Frauen, die stärksten Häuser, die besten Felder und die reichsten Ernten." Und in einer Sprache, die Christine fremd und unverständlich war, fuhr die alte Dame fort: „Noch viel schneller aber wird es diese junge Deutsche erreichen, denn sie steckt mit ihrem Fleiß und ihren Fähigkeiten meine sämtlichen Angestellten in die Tasche, nicht wahr, Miß Berthold?" Und sie lachte, daß es durch den ganzen Raum dröhnte, als sie Christinens verlegenem Blick begegnete. Es war eine ihrer mancherlei und sonderbaren Angewohnheiten, daß sie Dinge, die sie innerlich beschäftigten, laut vor sich hinsprach. Handelte es sich dabei, wie in diesem Falle, um Anwesende, so benutzte sie einen jener vielen und ihr ziemlich geläufigen Indianerdialekte, um ihre Gedanken auszusprechen.

„Nun, habe ich damit recht? Ja oder nein?" wandte sie sich mit etwas boshaftem Lächeln an Christine.

Und Christine sagte, obgleich sie die letzte Rede nicht verstanden: „Ja, denn Miß Dobbs hat immer recht. Ihre ganzen Erfolge beweisen das."

Da schlug ihr Miß Dobbs so kräftig auf die Schulter, daß Christine fast zusammenknickte. „Exzellent — Ihre Antwort! Aber nun an die Arbeit, damit ich auch diesmal recht behalte, soll Ihr Schade nicht sein. Und das mit der Mühle — kein übles Projekt."

(Fortsetzung folgt.)

Tropennacht.

Skizze von H. Henoch-Breslau.

In den Tropen bricht nach Sonnenuntergang die Nacht ohne Dämmerung plötzlich herein. Das erfuhr ein afrikanischer Neuling zu seinem Schrecken, als er sich auf dem Wege nach der als Musterpflanzung gerühmten Kautschukplantage des Bwana W. befand. Soeben hatte er noch den hartblauen afrikanischen Himmel über sich gesehen, den nur wenige weiße Flocken von Zirruswölkchen belebten, die, den Passatwinden folgend, langsam, fast unmerklich, mit nordwestlichem Kurse vorbei gesegelt waren.

An ihrer Stelle wölbte sich nun über ihm ein dunkelopalfarbener Dom, an dem bald die scheinbar heller als in der Heimat funkelnden Goldknöpfe der Sterne erwuchsen. Es war Nacht geworden, schweigende Stille.

Die ortsunkundigen Farbigen des Neulings hatten den Weg verloren, und da saß er nun in der üppigen, buschigen, undurchdringlich scheinenden Wildnis, die im klangvollen Kisuaheli „Pori" heißt. Zum Glück fanden sie noch einen schmalen, sich in merkwürdigen Windungen dahinschlängelnden Eingeborenenpfad, und der Weiße war froh, als er nach dreistündigem Herumirren in der Ferne endlich Feuer erblickte, um so froher als seine vier schwarzen Begleiter schon leise zu murren begonnen hatten, obwohl ihre Angst ein Übernachten in dem Pori als unmöglich abgelehnt hatte.

Es dauerte noch beinahe ein kleines Stündchen, bis der Trupp auf die verglimmende Glut eines entzündeten Brandes stieß, wie ihn vor der Regenzeit die Neger anzulegen pflegen, um dadurch eine Fläche für ihren Ackerbau zu klären. Die Fläche befand sich im Winkel zweier zusammenströmender Bäche, und damit waren der Ausbreitung des Brandes Grenzen gezogen. Als die kleine Schar den schmalen Wasserlauf glücklich überwunden hatte, machten trotz der Dunkelheit die scharfen Augen der farbigen Begleiter bald ein Gehöft ausfindig, eine der bekannten aus Palmenrippen und trockenen Bananenblättern errichteten Hütten. Pfeifen und Händeklatschen weckten die Bewohner, deren Oberhaupt etwas verlegen und furchtsam erschien, ein dürftig bekleideter, doch gleichwohl würdig einher wandelnder Alter. Auf Befragen erklärte er, die Pflanzung W. sei noch „mbali sana", „sehr weit" — und lud die Angekommenen mit der schlichten Höflichkeit des Naturmenschen im Vorraum seines Hauses zur Rast ein.

Wenige Minuten lag der afrikanische Neuling in seiner Decke auf dem zuvor sauber gefegten, tennenartig aus Lehm gestampften äußeren Vorraum der Hütte, nicht ohne vorher von der Bananentraube, die der gastfreundliche Neger ihm vorgelegt hatte, einige Früchte gekostet zu haben. Der inzwischen über der Kimme des nahen Gebirges emporgestiegene Vollmond war wohl ebenso viel wie das trotz der ungewohnten, vorausgegangenen Anstrengungen lebendige Wach- und Aufnahmebewußtsein des Fremden schuld daran, daß er die ganze Nacht kein Auge schloß und bis zum Sonnenaufgang schlaflos lag. Eine wundervolle Nacht. Der milchweiße Mondschein weckte zahllose Stimmen der Natur, die im Dunkel geschwiegen hatten. Wie ein silbernes, dünnwandiges Glöcklein erklang unaufhörlich der Ruf einer Zikade. Dann brach es barsch und ungestüm durch das sommerdürre Dickicht des Pori, und das nachfolgende Grunzen verriet ein Rudel Wildschweine, die sich mit ihren Frischlingen auf Nahrungssuche befanden. Plötzlich schreckten sie mit schrillem Angstschrei auseinander; kein Zweifel, ein räubernder Leopard war unter sie gefahren. Auf dem hohen Mwulebaum saß dann ein Käuzchen nieder, und sein schauerlicher Schrei beherrschte eine Stunde lang die Nacht. Dann strich auch dieser Gast ab, wohl weil er Beute erspäht hatte. Aus der Ferne aber, wo die Usambaraberge zur Umbasteppe abfielen, grollte der Königsruf des Löwen und gebot majestätisch Schweigen in der Runde. Nur die stattlichen Kokospalmen rauschten leise, und die Moskitos summten ihre hauchfeine Melodie dazu. Der volle Zauber dieser Tropennacht umfing den Wachenden und grub sich tief in sein Gedächtnis . . .

Die Gründung der Kapellen

auf den Kalvarienbergen bei Neustadt.

Es klingt fast wie eine mittelalterliche Legende, daß der Ort Weihersfrei seine Entstehung lediglich einem von seinem Grundherrn in der größten Lebensgefahr gefaßten Gelübde zu danken hat. Und doch ist dem so: die Tatsache ist durch einen königlichen Erlaß verbürgt, ebenso wie durch anderweitige zuverlässige Aufzeichnungen und monumentale Erinnerungen. Aber freilich bezog sich dieses Gelübde nicht etwa auf die Anlage der Kalvarienstationen — wie man glauben sollte — auch nicht auf die Begründung der heutigen

Stadt, sondern lediglich auf die einer St. Trinitatiskirche, die nach etlichen Fehlversuchen schließlich in der heutigen katholischen Pfarrkirche zur Vollendung kam.

Der Entschluß, in dem Stadtwalde des neuen Ortes Weihersfrei (denn die vier Kapellen am Saume des Schmechauer Garnierberges folgten erst einige Jahre später nach) Stationskapellen mit bildlichen und figürlichen Darstellungen des Leidens Christi zu errichten, reifte bei Jakob Weiher erst nach Errichtung des Klosters und der Sankt Annenkirche. Die Anregung scheint von dem Olivaer Abte Bauzendorf ausgegangen zu sein, welcher selbst den Mitbruder seines Ordens, Robert von Weiden, nach Jerusalem schickte, um die Entfernungen an Ort und Stelle abzumessen und hierhin zu übertragen; ebenso die Risse einiger dortigen Kirchen aufzunehmen und sie hier in verkleinertem Maßstabe zu errichten. Am 9. Juni 1649 war die Angelegenheit soweit gediehen, daß der damalige Bischof von Leslau dem J. Weiher die kirchliche Erlaubnis erteilte, wobei ausdrücklich betont wurde, daß diese Kalvarienstationen bei der Stadt Weiherozolis nach dem Vorbilde des wahrhaften Kalvarienberges hergestellt werden sollten. Die einzelnen Kapellen sind nicht auf einmal errichtet worden, sondern es waren von dem genannten Zisterzienser-Mönche zunächst nur die Stellen durch Kreuze bezeichnet worden, an denen ein bestimmter Hergang der Leidensgeschichte zum Gegenstande andächtiger Betrachtung gemacht werden sollte. Auch hatte der Begründer offenbar anfangs nur die Absicht, die Mehrzahl der Stationen durch einfache, unbedachte, bildliche Darstellungen zu kennzeichnen, von denen einige in ihrer ursprünglichen Gestalt noch erhalten sind. Bei anderen ist nur eine ganz schmucklose Umkleidung mit Fachwerk und Schindelbedachung hinzugetreten. Der einmal angeregte Plan fand aber namentlich in der Familie Weihers bald einen solchen Anklang, daß allein sechs weibliche Mitglieder derselben es sich nicht nehmen ließen, die Stiftung durch eigenartige architektonisch schöne Ausführungen zu verherrlichen. Auch der Abt von Oliva, ebenso der Archidiakon Judicki haben sich durch je eine Kapelle an der Stiftung beteiligt, endlich auch die Hofleute des Grafen. Einige Kapellen sind sogar erst nach dem Tode des Gründers entstanden.

Hiernach reihen sich die 26 Kapellen folgendermaßen aneinander:

1. Das Jerusalemer Außentor, zuletzt entstanden (im 18. Jahrhundert) an der jetzigen Chaussee.
2. Die Himmelfahrtskapelle, entstanden in der Zeit 1651 bis 1665 nach dem Tode Weihers.
3. Gethsemane, am Fuße des Ölberges, in derselben Zeit entstanden.
4. Die Ölbergkapelle, im Jahre 1655 vom Abte Alexander von Bauzendorf errichtet.
5. Grab Mariens, eine spätere Stiftung der Witwe Johanna Katharina Weiher, geb. Radziwill.
6. Die Cedronkapelle, von J. Weiher errichtet und nach ihrem Verfallen von der Familie Keyserlingk neu errichtet.
7. Das Jerusalemer Stadttor.
8. Das Haus des Hohen Priesters Annas (Weiher).
9. Die Abendmahlskapelle (nach dem Tode W.).
10. Abschied Jesu von Maria (nach dem Tode W.).
11. Das Haus des Kaiphas, darunter das Gefängnis Christi mit der Figur (Weiher).
12. Die sog. Pilatus-Kapelle oder das Rathaus (Praetorium).
13. Die Herodeskapelle (Weih. Witwe), architektonisch wertvoll.
14. Die Kreuzaufnahme (Weih. Tochter, Cäzilie Leonore).
15. Der erste Fall mit dem Kreuze (Archidiak. Judicki).
16. Mariä Begegnung (erste Gemahlin W., geb. Schaffgottsch).
17. Simon von Cyrene (Hofleute W.).
18. Die Veronikakapelle (jüngste Tochter W., Anna Theresia).
19. Das westliche Tor von Jerusalem und der zweite Fall Christi, auch Tränentor genannt (J. Weiher).
20. Die Kapelle: Die weinenden Weiber nach Lukas 23, V. 27—31 (J. W.).
21. Der dritte Fall Christi (J. W.).
22. Die Entkleidung Christi (Witwe W. 1665).
23. Die Anheftung ans Kreuz (J. W.).
24. Die Kreuzigung Christi auf Golgatha, die bedeutendste Kalvarienkapelle, derjenigen in Jerusalem nachgebildet. (Von einer Base W. aus Danzig, einer Witwe des Wojewoden Andreas Grudzinski gestiftet.)
25. Mariä Schmerzenskapelle, Abnahme vom Kreuze (zweite Gemahlin J. W.).
26. Die Grabeskapelle, ein Sandsteinbau mit Kuppel. (Stiftung einer Nichte J. W., Anna Constantia, Tochter des Nikolaus Weiher aus Krakau.)

Diese Kalvarienstationen mußten hier in der bisher wenig bekannten Gegend schon bei ihrer Entstehung die Aufmerksamkeit der ganzen Provinz erwecken, zumal mehrere von ihnen allein schon durch ihre architektonische Ausführung alle anderen Kirchenbauten der Umgegend in den Schatten stellten. Da nun die Maße und Entfernungen, bei einigen sogar der Bau selbst denen der heiligen Stadt entsprachen, sie sich an die heilige Schrift, einige an allgemein geglaubte Legenden anlehnten, wurde der Stadt Weyhersfrei bald selbst im Munde des Volkes der Name „Neu-Jerusalem“ beigelegt.

Franz Pieper.

Warum haben die Pflanzen grünes Laub?

Von Th. Kühlein-Mainz.

Seit „aus allen Zweigen das maienfrische Grün bricht“, das uns hinauslockt in die erwachte Natur und unser Auge erfreut, wird sich der denkende Naturfreund wohl schon diese Frage vorgelegt haben: Warum haben die Pflanzen grünes Laub? Wem die Frage geistlos erscheint, wen die grüne Farbe des Laubes selbstverständlich dünkt, der ist kein philosophischer Kopf. Wir gehen vorüber an so vielen uns selbstverständlich gewordenen Geheimnissen — und gerade im Alltäglichen umgibt uns so oft das Niegeahnte, daß wir der Frage nach der Ursache der Laubfärbung ruhig nachgehen dürfen, ohne uns dadurch den Zauber, den die grünende Natur auf unsere Seele ausübt, nehmen zu lassen. Warum herrscht nicht etwa die rote oder gelbe oder braune Farbe vor? Sehen wir doch an der Herbstpracht der Wälder, daß die Natur auch diese Farben herzustellen versteht. Kennen wir nicht die rotblätterige Blutbuche und die braunbelaubten Bluthaseln?

Ein deutscher Gelehrter, E. Stahl, hat eine kurze, aber geistvolle Antwort auf unsere Frage gegeben: die Bäume haben grünes Laub, weil der Himmel blau ist. Dieser Satz drückt aus, daß eine Beziehung zwischen Licht und Blattfärbung bestehen muß. Ein Spottvogel würde jetzt fragen, warum denn der Himmel blau ist. Bekanntlich ist das Sonnenlicht nicht einheitlicher Natur, sondern zusammengesetzt aus allen Farben, die wir z. B. als Regenbogen wahrnehmen, wenn durch die Wolken das Sonnenlicht zerlegt, „gebrochen“, wird. Aber auch sonst erleiden die Sonnenstrahlen auf ihrem Weg zu uns eine Zerlegung in ihre Einzelfarben, und zwar durch die uns umgebenden Luftschichten. Die Luftteilchen, der Wasserdampf, der Staub stellen sich alle den Strahlen hindernd entgegen, verschlucken (absorbieren) einen Teil des Lichtes, während sie den anderen Teil zurückwerfen (reflektieren). Was die Luftteilchen absorbieren, sind in der Hauptsache die gelben und roten Strahlen, dagegen reflektieren sie die grünen bis blauen. In der Farbe des von einem Gegenstand zurückgeworfenen Lichts nehmen wir ihn wahr; und da wir die Luftteilchen mit unserem Auge nicht einzeln unterscheiden können, erscheint uns der Himmel als blaues Gewölbe. Auch der Purpur des Morgenrots und die Glut des Abendhimmels beruhen auf Brechungserscheinungen der Sonnenstrahlen bei tiefstehender Sonne durch die Wassertröpfchen und Stäubchen in der Luft.

Doch zurück zum Grün der Pflanzen! Jeder Organismus hat ein gewisses Lichtbedürfnis, und keine Pflanze kann längere Zeit ohne Licht bestehen. Die Assimilation, d. h. der Aufbau der Pflanzensubstanz kommt zum Stillstand, wenn der Lichthunger der Pflanze nicht gestillt wird. Nun haben die Botaniker festgestellt, daß rotes und gelbes Licht auf die Pflanze die größte chemische Wirkung ausüben. Das sind aber die Farben, die zu derjenigen des Blattgrüns komplementär sind. Kehrt man diese Tatsache um, so kann man auch sagen, daß die Pflanze sich deshalb grün färbt, weil dann die roten und gelben Strahlen am besten wirksam sind. Die Pflanze kann das Sonnenlicht nun einmal nicht ändern, deshalb muß sie sich ihm anpassen; und das tut sie durch Grünfärbung der Blätter. Doch läßt sie auch das blaue Licht nicht ganz unbenutzt. Deshalb mischt sie zu ihrer Palette noch ein wenig Gelb. Den gelben Farbstoff, den man aus jedem Blatt ausziehen kann, haben die Chemiker Xanthophyll genannt. Er ist es, der im wesentlichen zur Herbstzeit das Laub in goldenem Gelb und seinen mannigfachen Schattierungen erglänzen läßt, nachdem die Pflanze den wichtigen grünen Farbstoff, der die lebensnotwendigen Elemente Stickstoff und Magnesium enthält, zur Weiterverarbeitung im nächsten Jahr in den Wurzeln aufgespeichert hat.

Mit der Erkenntnis der Ursache, warum die Pflanze für ihr Laub die grüne Farbe bevorzugt, wird eine ganze Reihe von Farbabstufungen in der Pflanzenwelt verständlich. Die Buche ist stets saftiger grün als die Eiche, einmal, weil sie mehr von dem erwähnten gelben Farbstoff enthält; und sie kann auch deshalb ein helleres Grün tragen, weil sie viel weniger lichtdurstig ist als die Eiche, d. h. sich gegen die

blauen Sonnenstrahlen nicht so sehr zu schützen braucht. Ähnlich liegt die Sache bei der hellgrün schimmernden Fichte und der dunklen Tanne (die dem Schwarzwald seinen Namen gegeben hat).

Das Grün hängt also von dem Lichtbedürfnis und von dem Verhältnis ab, in dem der blaugrüne und der gelbe Farbstoff in dem Blatt gemischt sind — und es ist eine Anpassungserscheinung der Pflanze an das Blau des Himmels, an dem wiederum unsere Atmosphäre die Schuld trägt. Umgäbe unsere Erde keine Lufthülle, wir sähen die Sonne als leuchtende Scheibe an einem ewig schwarzen Firmament — und die Pflanzenwelt würde vermutlich (so sie ohne Atmosphäre möglich wäre) in einem eintönigen Weiß kommen und blühen, wachsen und vergehen. So aber dürfen wir auf unserem Frühlingsspaziergang frohen Herzens singen:

Der Wald ist grün, und der Himmel ist blau,
und die Erde voll Sonne und Lieder!

Aus der Entwickelungsgeschichte der Drehbank.

Von **Waldemar Draugelattes**-Eberswalde.

Für die deutsche Kulturgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts sind neben den vielen umfangreichen und ausgezeichnet bebilderten kriegstechnischen Abhandlungen und Lehrbüchern deutscher Kriegsingenieure und Artilleristen vor allem die Aufzeichnungen über die vielseitigen Erfindungen unserer Handwerker von großem Wert. Man findet diese in Stadtchroniken, in den Schriften der Meister selbst und unter den Innungspapieren zerstreut. Es ist darüber bisher noch verhältnismäßig wenig bekannt geworden, aber schon dieses wenige läßt deutlich erkennen, wie erfindungsreich das deutsche Handwerk in dem damaligen Zeitalter war.

Leider wurde sehr oft der fortschrittlich-erfinderische Geist durch den Neid der Meister untereinander, durch die von Lokalpatriotismus und wirtschaftspolitischen Gründen geleitete Absperrung der Handwerker einer Stadt gegen die einer anderen sowie durch die strengen Zunftgesetze, die wiederum die Innungen einer Stadt scharf voneinander trennten, außerordentlich gehemmt. Ein beredtes Beispiel hierfür bietet in Deutschland die Entwicklung der vielleicht wichtigsten Werkzeugmaschine, der Drehbank.

Schon im Jahre 1413 hatte man in Braunschweig eine gewaltige Drehbank gebaut, um auf dieser Geschützrohre abzudrehen, und in dem sogenannten „Mittelalterlichen Hausbuch", einer um 1480 in Süddeutschland entstandenen Bilderhandschrift, findet man bereits den „Support abgebildet, den beweglichen Halter für den Drehstahl.

Die Nürnberger Holzdrechsler besaßen 1535 ebenfalls gute Drehbänke. Als es jedoch ein Rotschmied Stefan Vischer wagte, auf einer solchen etwas abdrehen zu lassen, verbot dieses der Rat der Freien Reichsstadt Nürnberg und hielt den Holzdrechslern eine große Strafrede. Im Jahre 1575 hatte wiederum ein Nürnberger, der Rotschmied Hans Spaichel, die Drehbank verbessert und eine solche Bank an einen Goldschmied verkauft. Er wurde deshalb von seinen eigenen Zunftgenossen beim Rat angezeigt, der dem Goldschmied die Bank abkaufte, sie zerschlug und den Rotschmied schwören ließ, nie wieder eine solche Maschine zu bauen. 1590 hatte abermals ein Nürnberger Rotschmied, Wolf Dibler, eine schon recht neuzeitliche sogenannte Leitspindel-Drehbank gebaut und an einen Goldschmied verkauft. Er erhielt dafür acht Tage Gefängnis, mußte seine Erfindung vollkommen geheim halten, und kein anderer Handwerker durfte eine solche Maschine besitzen oder gebrauchen.

Bei einer so gewaltsamen Unterdrückung aller den Zünften nicht genehmen Neuerungen kann man es jetzt verstehen, daß in früheren Jahrhunderten oft bedeutende Erfindungen vollkommen verloren gingen und erst in neuerer Zeit als etwas bisher ganz Unbekanntes wieder auftauchten. Sie wurden damals eben nur wenigen Eingeweihten bekannt, die ängstlich darauf bedacht sein mußten, daß ja nichts davon an die große Öffentlichkeit gelangte.

Die Teilscheibe für die Drehbank erfand schon vor 1565 ein Dresdener Mechaniker. Die älteste noch heute gut erhaltene Drehbank ist wohl diejenige, welche die Tiroler Landstände im Jahre 1500 dem Kaiser Maximilian I. schenkten. Die reich verzierte hölzerne Bank wurde dabei durch eine Tretvorrichtung in Bewegung gesetzt.

Der König der Diebe: George Manolescu.

Die Schicksale eines Abenteurers.

Die Geschichte erzählt von vielen romantischen Gaunerpersönlichkeiten, doch wie interessant diese Figuren auch scheinen mögen, den meisten fehlt es an dem Genialen, das einen Gauner zu einem Fürsten der Unterwelt stempeln kann. Die meisten hatten immer Mithelfer nötig bei der Ausführung ihrer Freveltaten. Es hat aber auch einen Mann gegeben, der in seiner phantasievollen und wunderbaren Laufbahn niemals anderer Hilfe bedurfte; der stets alles selbst ausführte und dessen größte Stärke gerade in der absoluten Unabhängigkeit bestand. Dieser Mann war Georg Manolescu, der sich mit Recht „König der Diebe" nannte.

Einer von ihm selbstgeschriebenen Biographie zufolge war er der Sohn eines rumänischen Kavallerieoffiziers und wurde am 20. Mai 1871 in Plusci in Rumänien geboren. Menschen, die ihn persönlich gekannt haben, sagen, daß er ein bezaubernder Mann war, mit schönem Körperbau, dunklen, feurigen Augen und außergewöhnlich geistreich in der Unterhaltung. Viele Jahre verkehrte er als Herzog von Otranto oder als Herzog von Parma oder als Fürst Lahovarz in den ersten aristokratischen Kreisen, was nicht zu verwundern ist, denn dieser ritterliche, schöne und geistreiche Mann, der sich von den berühmtesten Schneidern kleiden ließ, besaß mehr natürliche Grazie als die meisten seiner Opfer.

Einst, eben aus dem Gefängnis entlassen, machte er in einem Eisenbahnzug die Bekanntschaft einer deutschen Gräfin. Er begleitete sie zu ihren Eltern, erklärte ihr seine Liebe und . . . heiratete sie unter dem Vorgeben, ein reicher rumänischer Landedelmann zu sein. Was wird die Gräfin gelitten haben, als sie später in ihrer Villa vernahm, daß ihr Gatte in Frankfurt wegen Juwelendiebstahls verhaftet worden sei. Sie hat ihn aber trotz allem geliebt, auch nach dem sie gezwungen worden war, sich von ihm scheiden zu lassen.

Manolescu hat in seinem Leben für ungefähr siebzehn Millionen Kostbarkeiten gestohlen. Nachdem er 30 Jahre lang der „König der Diebe" gewesen war, bot er seine letzte große Überraschung: Er gab sein abenteuerliches Leben auf, legte seine bis dahin geführten Titel ab und heiratete in Paris zum zweiten Male. Später ist er an einer Blutvergiftung gestorben.

M. N.



Bunte Chronik



* **Die Stimme seines Herrn.** Ein in Viktoria, der Hauptstadt von Vancouvert, wohnender Herr vermißte eines Tages einen kostbaren Jagdhund. Als am folgenden Tage die Zeitungen in einer Anzeige seinen Verlust anzeigten, wurde der Eigentümer telephonisch von einer 25 Meilen entfernten Stelle angerufen. Man hatte dort einen fremden Hund gefunden, der nach der Beschreibung in den Zeitungen dem vermißten glich. Der Eigentümer bat nun, den Hund einmal an den Telephonapparat zu bringen, zu dem Zwecke, das Tier in den Stand zu setzen, seine Stimme zu hören, um festzustellen, ob es diese erkenne. Nur widerwillig ließ der Hund sich zu dem Apparat schleppen. Doch kam hatte er die Stimme des Mannes am Telephon gehört, da brach er in ein Freudengeheul aus, und sich losreißend, begann er überall zu schnüffeln, nach seinem Herrn suchend. Das Fruchtlose dieses Tuns trieb ihn dann von selbst wieder an den Apparat, da er aus diesem die Stimme seines Herrn vernommen hatte. Dieser war sofort davon überzeugt, daß er es mit seinem vermißten Hunde zu tun hatte, der in einem Abstand von 25 Meilen die Stimme seines Herrn erkannte.

*

* **Zwergbaby.** Vor einem Jahre wurde in West-Ham in England ein Kind geboren, das mit 1½ englischen Pfund Anspruch auf das „kleinste Kind der Welt" machen kann. Es wurde bis zu seinem fünften Monat mit Olivenöl massiert und in Watte verpackt. Jetzt wiegt es 11 Pfund.

*

* **In den Sternen steht's geschrieben . . .** Ein indischer Astrologe läßt verkünden, daß der englischen Insel zur Zeit der Sonnenfinsternis am 29. Juni eine große politische und wirtschaftliche Katastrophe droht. Dem Sturz der jetzigen englischen Regierung sollen politische Unruhen folgen. Außerdem soll Liverpool, die Baumwollstadt, in ihrem Handel schwer betroffen werden, was sich wiederum auf dem Neuyorker Markt auswirken würde.

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.